

Ein karolingisches Schriftdenkmal aus
St. Dionysen bei Bruck

Von Karl Amon

Bei einer Durchsicht der alten Bücherbestände im Pfarrhof von St. Dionysen bei Bruck a. d. Mur kam im Dezember 1964 ein Bucheinband zutage, für den ein Pergamentblatt mit einer offensichtlich in den zeitlichen Bereich der karolingischen Minuskel gehörenden Schrift verwendet worden war. Nach der Ablösung vom Einband stellte sich heraus, daß der Text den „Moralia in Job“ Gregors d. Gr. zugehörte. Der Fund wurde von Bernhard Bischoff erwähnt.¹ Ihm sowie Karl Forstner hat der Verfasser für weiterführende Gespräche zu danken.

Das Blatt ist zu einem Bogen gefaltet, der einst der innere einer Lage war. Die Größe der Seiten war ursprünglich ca. 225 × ca. 185 mm, die Höhe beträgt jetzt nur mehr ca. 190 mm, weil sie größer war als das einzubindende Buch, weshalb das Pergament am oberen und unteren Rand beschnitten wurde. Dabei gingen pro Seite zwei bis vier Zeilen des Textes verloren und blieben auf allen vier Seiten nur mehr 98 lesbare Zeilen erhalten. Sie enthalten mit den durch das Beschneiden bedingten Auslassungen den Text aus *Moralia in Job*, lib. 8, cap. 46 s., vet 39 rec. 24, vet 35² in folgenden vier Seitenblöcken: 1. (*Sapientiae libro descri*)buntur. Errauimus a uia ueritatis et lumen iustitiae . . . ad aeternam patriam uenientes expectata retri(butione)perfruuntur). 2. (*Quasi scyrpi more cum germine oritur qui pro*) eo quod bene uiuere incipit . . . ab humano ore detractiois aura uel (*fauoris flauerit etsi in quamlibet partem*). 3. (*Quid in rebus excrescentibus pa*)riete surgente robustius . . . hoc humanis oculis quasi sub(ducto uellere ostendat). 4. (*hoc ad honorem iudicis*) in ara cordis immolemus . . . Ante lucem quippe surgere est (*prius quam claritas aeternae retributionis appareat*). Die beigegebene Schriftprobe ist der vierten Seite entnommen.

Fundort und mögliche Bibliotheksheimat

Die Pfarre St. Dionysen war eine Eigenkirche der 1144 nach St. Dionysen benannten Hochfreien von Gutenberg und wurde 1188 dem Kloster Göß übertragen.³ Wie die anderen Pfarren dieses Klosters diente anscheinend auch St. Dionysen den Kanonikern an der Stiftskirche als Pfründe.⁴ Bis zur Aufhebung des Stiftes 1782 unterstand die Pfarre diesem hinsichtlich des Patronats- und Vogteirechtes, also auch in der Zeit, als das mit unserem Fragment eingebundene Buch entstand.

Bei diesem handelt es sich um ein Exemplar des von Bischof Martin

¹ B. Bischoff, *Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit*, Bd. 2. Wiesbaden 1980, S. 179.

² *Patrologia latina*, Bd. 75, Sp. 848—850, Nr. 76—80.

³ H. Pirchegger, *Erläuterungen zum Hist. Atlas d. österr. Alpenländer*, Bd. II/1. Wien 1940, S. 76.

⁴ Vgl. dazu K. Bracher, *Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte des Stiftes Göß*. Graz 1954 (= ZHVSt. Sonderbd. 1), S. 64—67.

Brenner von Seckau verfaßten Traktats über den Stand der klösterlichen Jungfrauen, der 1604 begonnen und 1606 in Graz gedruckt wurde.⁵ Zunächst nur den Nonnen von Göß zgedacht, richtete sich das Werk schließlich an alle weiblichen Ordensleute, wobei Göß durch die in der Vorrede kurz geschilderte Gründung des Stiftes und die Beschreibung der seinen Nonnen durch den Bischof gespendeten Jungfrauenweihe der vorzügliche Adressat blieb.

Dieser Inhalt des Büchleins macht in Verbindung mit den engen Beziehungen St. Dionysens zu Göß dieses Kloster als Bibliotheksheimat unseres Fragments nicht nur denkbar, sondern sogar wahrscheinlich. Beim Einbinden des Buches von Brenner, das eher beim Käufer als beim Drucker bzw. Verleger geschah, mag die alte Handschrift als Makulatur verwendet worden sein.

Über die Bibliothek des um 1000 als Gründung der Aribonen entstandenen Stiftes⁶ ist so gut wie nichts bekannt. Wir sind daher außerstande zu sagen, wann und woher die Handschrift der *Moralia* nach Göß gekommen sein könnte. Das entspricht der Quellenlage für die frühe Bibliotheksgeschichte auch anderer bedeutender Frauenklöster.

Paläographische Analyse

Bekanntlich zeigt die Geschichte der abendländischen Schrift im 8. Jh. eine Entwicklung, die in verschiedenen Räumen auf verschiedene Weise auf die als „karolingische Minuskel“ bezeichnete Buchschrift zuläuft und sich bis zur Mitte des 9. Jh.s fortsetzt. Diese Schrift verbreitete sich im ganzen Abendland und wurde zur Grundlage der weiteren Schriftentwicklung bis heute.⁷ Die verbleibenden oder neuerlich entwickelten Variationen sind im Vergleich zu der der Minuskel vorausgehenden Vielfalt recht geringfügig und oft schwer einer bestimmten Schreibschule oder auch nur Schriftprovinz zuzuordnen. Daher verwundert es nicht, daß unser Stück vom heute besten Kenner der Materie nur sehr allgemein unter die 38 außerhalb der bekannten südostdeutschen Schreibschulen aus mittelalterlichen Sammlungen der alten Diözese Salzburg auf uns gekommenen Schriftdokumente eingereiht wird.⁸

Bezüglich der Gesamterscheinung wird dort gesagt: „Die aufgerichtete Schrift, etwa aus dem ersten bis zweiten Viertel des IX. Jh.s, zeigt einen dünnen, spröden Strich . . . Deutsche Herkunft wahrscheinlich.“ Interessant ist vor allem die Minuskel, neben der für ein Textzitat (Job 8, 16) die Unziale und bei den Anfangsbuchstaben nach Satzzeichen größere Buchstaben aus der Capitalis, der Unziale und der Semiunziale oder Vergrößerungen der

⁵ J. Keller, *Grazer Frühdrucke 1559—1619*. Graz 1970 (Arbeiten aus der Steierm. Landesbibliothek am Joanneum, H. 12), S. 33, Nr. 215; L. Schuster, *Fürstbischof Martin Brenner*. Graz—Leipzig 1898, S. 784—792 (ausführliche Darlegung der Entstehung und des Inhaltes).

⁶ Überblick über die Stiftsgeschichte: H. Appelt, *Geschichte des Stiftes Göß*, in: *Göß — Brauerei und Stift*. Göß 1960, S. 24—54.

⁷ Dazu und zur paläographischen Analyse überhaupt vgl. die Lehrbücher der Paläographie, z. B. H. Foerster, *Abriß der lateinischen Paläographie*, 2. Aufl. Stuttgart 1963, S. 179—195; B. Bischoff, *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*. Berlin 1979 (Grundlagen der Germanistik, Bd. 24), S. 143—162.

⁸ Bischoff, *Schreibschulen* (wie Anm. 1).

Minuskelbuchstaben verwendet sind. Für die eigentliche Minuskel seien einige Beobachtungen angefügt.

Der Gesamteindruck ist der einer voll entwickelten Minuskel, nicht mehr dem 8., sondern schon dem 9. Jh. zuzuordnen. Die Buchstaben stehen in entsprechender Breite meist für sich, Kursivverbindungen entstehen lediglich aus der Neigung bestimmter Buchstaben zu ihrer Bildung, aber nicht aus einem kursiven Gesamtduktus. Zu wohlgerundeten Formen neigen besonders a (cc), b, d, g, o, p, q. Im Vierlinienschema der Minuskel dominieren die beiden mittleren Linien im Gesamtbild, da Ober- und Unterlängen wenig und sehr verschieden ausgebildet sind, abgesehen von den Schäften bei b, d, h, l. Auffallend ist die trotz Vorlinierung nicht sehr regelmäßige Führung der Zeilen, diese bewegen sich ungewöhnlich stark auf und ab, obwohl sie zweifellos von einer sehr geübten Hand herrühren.

Die Mittellängen i, m, n, r zeigen manchmal kleine Ansatzstriche und nach rechts führende Ausstriche. Der zweite Schaft des u ist oben leicht nach links gebogen, etwas höher und hat ebenfalls oft einen kleinen Ausstrich. Die Bögen von m, n und die Zunge des r sind oft tief angesetzt oder gehen überhaupt vom unteren Ende des Schaftes aus und tendieren zum spitzen Winkel. Der Schaft des t biegt unten nach rechts aus, ohne jedoch zu einem Bogen zu werden, der leicht aufwärts führende oder auch leicht gewellte Querbalken kreuzt sich manchmal mit dem Schaft. Die (gewöhnliche) Minuskelform des r reicht nur wenig unter die Zeile, die verschieden hoch ausführende Zunge ist gewellt und vor allem am Wortende besonders lang. Die gestürzte Form des t kommt nur nach n vor, wobei der Schaft mit kleiner Biegung von links etwas oberhalb der Zeile einsetzt.

Zum Unterschied von den schönen Rundungen bei a (cc) und o neigt bei c und e der Bogen zu einer gewissen Streckung. Der kleine obere Bogen des e überragt oft leicht die Zeile und mündet in eine lange, ligaturen- und verbindungsfreudige Zunge.

Auffallend ist die starke (etwa zwei Drittel) Vertretung des a in der cc-Form, gebildet aus dem linken Bogen, dem dann in einem Zug der rechte Bogen mit Ausbiegung nach rechts unten und dann erst mit neuem Ansatz das Häkchen rechts oben folgt. Die Form gleicht dem griechischen Alpha. Die Altertümlichkeit dieser Form zeigt sich in der starken Neigung zur Ligatur (ra). Das unziale a bildet zuerst den kleinen Kreis und mit einem Zug nach oben den schräg nach abwärts gezogenen Schaft. Das ganze Zeichen gerät meistens ausgesprochen klein.

Die keulen- und selten dreieckförmig verdickten hohen Schäfte von b, d, h, l neigen sich im Bereich der Verdickung leicht nach rechts. Der Kreis wird bei d vorangestellt, sein rechter oberer Teil geht im Schaft auf, bei b biegt der Schaft unten nach rechts aus und bildet einen Teil des Kreises. Bei h fällt öfter die Krallenform des Bogens auf, der auch nicht immer ganz auf die Zeile hinunterreicht. Auch das l hat eine Ausbiegung nach rechts, die gern zum folgenden Buchstaben weiterführt, nur selten durch einen waagrechteten Ausstrich ersetzt.

Von den Unterlängen p und q fällt ersteres, oft mit kleinem Ansatzstrich versehen, dadurch auf, daß es meistens deutlich über der Zeile steht und das Schriftbild stört. Bei q ragt der Schaft etwas über die Zeile und wird oben vom rechten Bogen des Kreises durchkreuzt.

Das g (nur Minuskelform) fügt an den kleineren Kreis auf der Zeile unten rechts eine nach links gezogene, etwas größere Schlinge an, die sich ganz schließen kann, wodurch die Form einer 8 entsteht. Das rechts oben angefügte Häkchen kann zur Verbindung mit dem folgenden Buchstaben werden und auch tiefer angesetzt sein, so daß es geradezu in dieser Kursivverbindung aufgeht.

Die niedrigen Oberlängen s, f reichen wenig unter die Zeile. Besonders deutlich nach rechts geneigt ist s (nur in der langen Form vorhanden), sein Bogen liegt über dem folgenden Buchstaben. Bei beiden begegnet ein deutlicher Ansatzstrich, dem Schaft wird oben der Bogen aufgesetzt. Das weniger nach rechts geneigte f hat eine verbindungsfreudige Zunge. Die Oberlänge des (spitzen) r begegnet nur in Ligaturen. Der Schaft ähnelt dem des s, statt des Bogens wird die nur wenig über die Zeile reichende Spitze aufgesetzt, die in die Ligatur weiterführt.

Zwei diagonal gestellte Schäfte bilden x und y. Der links oben beginnende Schattenstrich zieht leicht gewellt nach rechts unten, bei x auf der Zeile, bei y schon an der Schnittstelle mit dem zweiten Schaft aufhörend. Dieser beginnt als Unterlänge weit links unter dem vorhergehenden Buchstaben mit einer kleinen Oberschlinge und geht als Haarstrich nach rechts oben, wo er mit einem kleinen Abstrich endet. Im ganzen ist y weniger breit angelegt als x und „flüchtig gebildet“.⁹

Die vorhandenen Ligaturen stören das Gesamtbild wenig und erscheinen weitgehend in das Schema der Minuskel eingefügt. Sie entstehen vor allem aus der Zunge des e, das in dieser Stellung überhöht sein kann, vor allem gegenüber a (beide Formen), c, d, i, m, n, o, q, r, s, t, x. Das spitze r bildet sie mit a, e, g, i, o. Das c hängt sich eng an folgendes a, e, o, wie ein dazugehöriger Bogen. Bei f reicht wie bei e die Zunge in folgendes a, e, der aufgesetzte Bogen bildet keine Ligaturen. Dies tut der des s gegenüber folgendem a (unziale Form), c, t. Keine eigentlichen Ligaturen bildet die kleine Ausbiegung des i- und des t-Schaftes, wenn sie kursiv zum folgenden Buchstaben weiterführen. Der Querbalken des t verbindet sich ebenfalls gern mit dem folgenden Buchstaben.

Der ehemalige Diphthong ae ist vertreten durch unziales a mit nachfolgendem e (vor allem wenn letzteres eine Ligatur eingeht), seltener durch die Ligatur ae, häufig durch geschwänztes e und nur selten durch bloßes e. Nicht kommt dabei das cc-a vor.

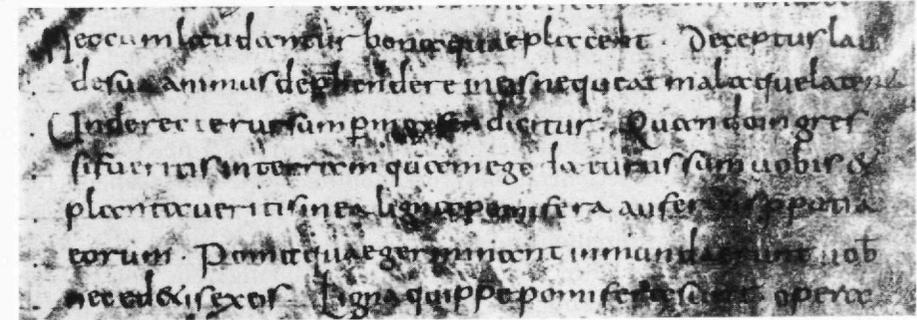
Die sparsam verwendeten Abkürzungen sind nur ältere: q für -que, b für -bus, b̄ für -bis, dazu p̄ für prae, p̄ für per und p̄ für pro; s̄ steht für sanct(us), eē für esse, nre (Ligatur) für nostrae. Die um 800 eingeführte Kürzung t² für -tur ist für die Datierung wichtig. Häufig begegnet - für m nach Vokalen.

Der Interpunktion dient vorwiegend der etwas über der Zeile stehende Punkt, gelegentlich zwei Punkte übereinander oder aufsteigend bzw. absteigend nebeneinander, und schließlich der Punkt mit folgendem Komma. Nach solchen Interpunktionszeichen fährt der Text mit größeren Anfangsbuchstaben fort, wie oben bereits erwähnt.

Die Worttrennung ist grundsätzlich vorhanden, aber noch keineswegs

konsequent durchgeführt, vor allem nicht bei kürzeren Wörtern wie Präpositionen, Konjunktionen u. ä.

Textausschnitt



Nec cum laudantur bona quae placent. Deceptus lau de sua animus dep(re)ndere in eis nequat mala que latent. Unde recte rursum p(er) moysen dicitur. Quando ingres si fueritis in terram quam ego daturus sum uobis et plantaueritis in ea ligna pomifera auferetis p(re)putia eorum. Poma quae germinant immunda erunt uob nec edetis ex eis. Ligna quippe pomifera sunt opera

⁹ Bischoff, Schreibschulen (wie Anm. 1).